

„Die Kuh wird zunehmend von der Weide getrennt“

Interview Im dlz-Interview berichtet Anita Idel, Tierärztin, Mediatorin und Lead-Autorin des Weltagrarberichts über ihre Recherchen zu Landwirtschaft, Boden und Klima.



Frisst die Kuh Mais statt Gras und wird sie mit dem Schwein verglichen, obwohl sie ein Wiederkäuer ist: Nur dann ist die Kuh ein schlechter Futtermittelverwerter.

Anita Idel, Ihr Buch „Die Kuh ist kein Klima-Killer“ von 2010 ist inzwischen in der fünften Auflage herausgekommen. Wann hat die Kuh-als-Klimakiller-Diskussion überhaupt angefangen?

Idel: Die Voraussetzungen für diese Diskussion wurden in den 1970er-Jahren gelegt, als das Klima in dieser Form noch gar kein Thema war. Ich habe Ende der 1970er-Jahre Agrarwissenschaften studiert. Schon damals lernten wir: Die Kuh ist ein schlechter Futtermittelverwerter.

Zudem „rülpst“ sie bis zu acht Prozent der aufgenommenen Energie in Form von Gas ungenutzt wieder aus. Damals hat man sich lediglich über diese „Energieverschwendung“ geärgert, noch ohne sich Gedanken über Auswirkungen auf das Klima zu machen.

Vor welchem praktischen Hintergrund wurde das an der Universität gelehrt?

Idel: Die 1970er-Jahre waren die Zeit, in der es mit den Futtermittelimporten in

Deutschland so richtig losging. Denn das Konzept „komparative Kostenvorteile“ bedeutete: Wir „veredeln“, obwohl wir in Deutschland über die Flächen, die für den grossen Bedarf an Futtermitteln notwendig sind, gar nicht verfügen. Die wurden aus anderen Regionen der Welt beschafft, damals vor allem Maniok und Tapioka-Mehl aus Südamerika. Später war es zunehmend Soja, da das Blair-House-Abkommen dessen Anbau innerhalb der EWG begrenzte, sodass

ZUR PERSON

Anita Idel



Anita Idel ist promovierte Tierärztin und Wirtschaftsmediatorin. Sie arbeitet als Projektmanagerin und Beraterin in den Bereichen Ökologisierung der Landwirtschaft, Agrobiodiversität und Tiergesundheit sowie als Mediatorin in den Spannungsfeldern Ökonomie und Tierschutz sowie Landwirtschaft und Naturschutz. Sie ist Lehrbeauftragte an den Universitäten Kassel, Lüneburg und Münster und war Lead-Autorin im UN-Weltagrarbericht (IAASTD) von 2005 bis 2008. Für das Buch „Die Kuh ist kein Klima-Killer – wie die Agrarindustrie die Erde verwüstet und was wir dagegen tun können“ (ISBN: 978-3-7316-1079-3) hat sie den Salus-Medienpreis 2013 erhalten.

die Soja aus den USA importiert werden musste.

Wie kam die Wissenschaft damals zur Einschätzung, die Kuh verwerte Futter schlecht oder schlechter als andere Tiere?

Idel: Damals wie heute misst man die Kuh im falschen System – nämlich dem der Nicht-Wiederkäuer: Sie erhält mit Soja, Mais und Getreide Rationen für Allesfresser und ihre Futterverwertung wird mit der von Schwein und Huhn verglichen. Kein Wunder, dass die besser abschneiden. Statt dessen müssten – wie beim Menschen – verschiedene Ernährungs- und Lebensstile miteinander verglichen werden: verschwenderisch und energieaufwendig versus sparsam und nachhaltig.

Wie hat die Wissenschaft versucht, die Kuh zu einer „besseren“ Futterverwerterin zu machen?

Idel: Hier zeigt sich, dass besser nicht zwangsläufig gut ist: Man hat viel Geld investiert, um gentechnisch manipulierte Pansenorganismen herzustellen, die weniger Methan produzieren. Dies geschah vor dem Hintergrund, dass es eben gerade die Methan-produzierenden Mikroorganismen sind, die Gras abbauen und für die Kuh verwertbar machen.

Wie weit ist man damit gekommen?

Idel: Man war erfolgreich im Labor-Pansen. In der Praxis sah es dann anders aus, denn durch die Selbstregulierung im Kuhpansen wurden die künstlich zugeführten transgenen Mikroorganismen in kürzester Zeit verdrängt. Es stellten sich wieder die üblichen Mikroorganismen-Konstellationen ein, die Gras abbauen können und eben mit acht Prozent „Energieverlust“ und gerülpstem Methan einhergehen. Die Forscher haben kapitu-

liert: Die Kuh sei kein „geschlossenes System“ wie der Labor-Pansen.

Was ist Ihre Schlussfolgerung aus diesen Versuchen?

Idel: Ich finde diese Ergebnisse hochspannend: Das Mikroorganismen-System im Pansen ist unter natürlichen Bedingungen überlebenswichtig. Dieses System hat sich über Jahrtausende zwischen Weidetier und Weidegras entwickelt: eine Symbiose, denn dauerhaft ohne Beweidung verschwindet Grasland. Mehr noch: Es ist beruhigend, dass sich das mikrobielle Pansensystem lebensfeindlichen „Ausrottungszielen“ in der Forschung widersetzt. Das gilt auch über die Kuh hinausgedacht. Haben wir nicht in unseren Böden ähnlich alte Mikroorganismen-Lebenswelten, die für die Bodenfruchtbarkeit zentral sind? Und kommt es uns nicht sehr zugute, dass sich diese Mikroorganismen auch durch jahrzehntelange Pestizideinsätze – mit Mitteln, die durchaus auch bakteriostatische und sogar bakterizide Wirkungen haben – nicht dauerhaft abtöten lassen?

In den 1980er-Jahren begann dann die Forschung zum Klima der Erde ...

Idel: Ja, und die Diskussionen über die Kuh als angeblich schlechter Futterverwerter ging dann fließend über in den Klima-Killer-Diskurs. Mit einem grossen Unterschied: Die Futterverwertung war ein wissenschaftliches Thema, das eine begrenzte Anzahl Personen beschäftigte. Die Kuh-Klima-Diskussion hingegen hat eine grosse Öffentlichkeit in den Bann gezogen, weil alles so einfach schien mit den „bösen“ Klimagasen. Dabei sind ja nicht die Klimagase an sich das Problem. Ohne CO₂ gäbe es uns alle gar nicht. Das Problem ist das Zuviel an Klimagasen durch den Verbrauch fossiler Energie.

Welche Rolle spielten die Wissenschaftler in der Kuh-Klimakiller-Diskussion?

Idel: Das Problem ist der grundsätzliche Ansatz. Wie Forschungsfragen gestellt werden – und wie nicht. Gefragt wird, wie die Methanemissionen pro Tier reduziert werden können, und nicht: Wie können wir das Klima entlasten? Stellt man die erste Frage ganz isoliert, kommt man zwangsläufig zu dem Schluss, dass die Kuh, die pro Jahr 10'000 l Milch gibt, besser ist als die mit 8'000 und die mit 14'000 l besser ist als die mit 12'000 l. Um zu diesen Schlussfolgerungen zu kommen, muss man die Systemgrenzen extrem eng setzen – und klimarelevante Aspekte ausblenden.



Wer nur den Methanausstoss misst und die Herstellung des Futter ignoriert, kommt zu dem Schluss, dass eine Hochleistungskuh „klimafreundlicher“ sei als eine Kuh mit mittlerer Leistung, die vor allem Gras frisst. Beim Futteranbau für die Hochleistungskuh entsteht jedoch viel klimarelevantes Lachgas.



Der Übergang von der Vollnutzung zur Teilnutzung des Schlachtkörpers geht mit Quälzucht einher.

Was bedeutet das konkret für die Forschung?

Idel: Die entscheidende Umwelt- und auch Klimarelevanz der Tierhaltung resultiert aus dem Fütterungssystem. Forschungsprojekte fokussieren auf Emissionen von Kühen und messen häufig nur, wie viel Methan pro Liter oder Kilogramm gebildet wird. Dabei wird die Futtererzeugung vollständig ausgeblendet. Dass es auch anders geht – und gehen muss, zeigt das European Nitrogen Assessment aus dem Jahr 2011. Dort wurden die Systemgrenzen so gesetzt, dass die Folgen der Futterproduktion mit erfasst werden. Die Produktion von Milchviehfutter erfolgt teilweise unter Einsatz von synthetischem Stickstoffdünger. Pro Tonne des zu seiner Herstellung benötigten Ammoniaks (NH₃) gelangen circa 5 t CO₂ in die Atmosphäre. Und beim Einsatz von Stickstoffdünger entsteht Lachgas – pro Tonne Dünger 2 bis 5 Tonnen NH₃. Lachgas ist 300-mal klimarelevanter als CO₂ und 12-mal klimarelevanter als Methan. Damit verursacht es den grössten Beitrag der Landwirtschaft zum Klimawandel. Hinzu kommen die anderen Folgen des Einsatzes von synthetischem Stickstoffdünger – für Böden, Gewässer und Gesundheit.

Dass man mit dem Festsetzen enger Systemgrenzen ganz bestimmte Forschungsergebnisse erzwingen kann, müsste den Naturwissenschaftlern doch klar gewesen sein, oder nicht?

Idel: Letztlich machen solche Ansätze die

Forschungsprojekte zu Selbstläufern. Vielen Forschern ist die Problematik sicherlich gar nicht bewusst. Andere arbeiten wider besseres Wissen. Was macht man, wenn man für seine Forschungsabteilung Arbeitsplätze schaffen will? Wenn man für Methanforschung Forschungsgelder bekommt, für Forschung über die Klimarelevanz von Fütterung und Nutzung von Milchkühen aber nicht? Dann ist erhebliche Zivilcourage gefragt.

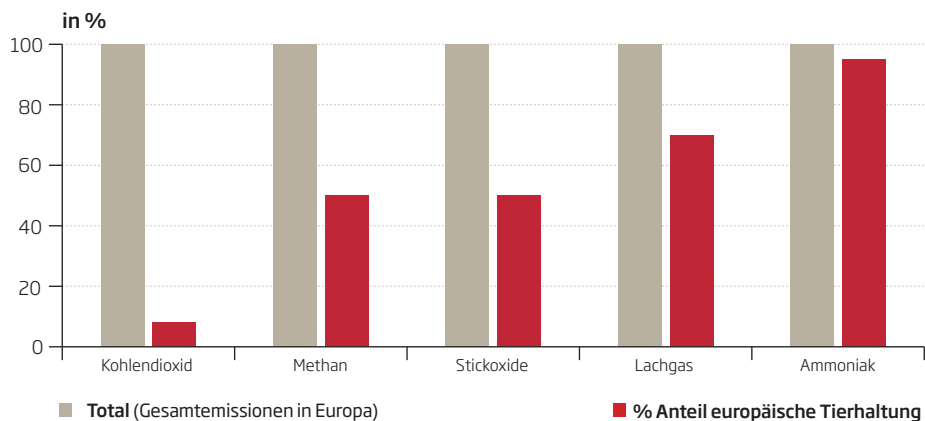
Wie sieht es denn bei der FAO aus? Sie haben in Ihrem Buch ein Beispiel er-

wähnt, aus dem man schliessen müsste, dass dort bewusst Fakten nicht kommuniziert werden?

Idel: Es gibt tolle und couragierte Menschen in der FAO. Aber der Mainstream folgt der Lobby der Agrarindustrie: Intensivierung lautet das Mantra. So halte ich es nicht für einen Zufall, sondern für Absicht, dass in wegweisenden FAO-Berichten zu Emissionen in der Tierhaltung der Intensivierung das Wort geredet wird. Wie anders lässt sich erklären, dass das Lachgas bei einem Vergleich intensiver und extensiver Tierhaltung nicht berechnet, sondern nur in einer Fussnote erwähnt wird, dass

GUT ZU WISSEN

Emissionen: Anteil der Tierhaltung

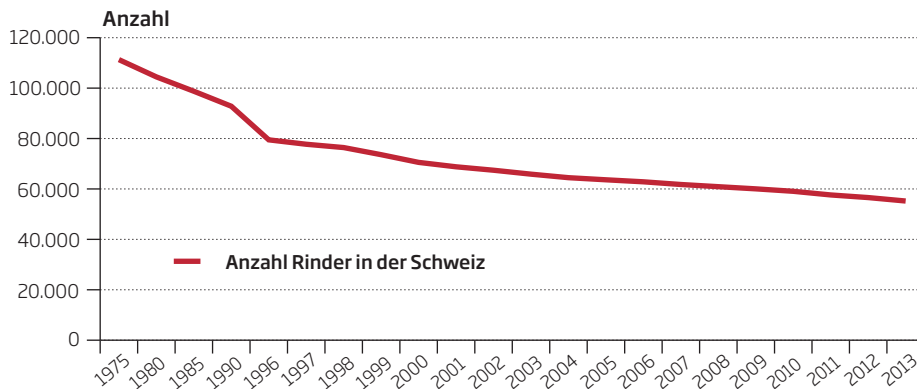


Quelle: Schulze, 2010 in: Idel, Die Kuh ist kein Klima-Killer

Landwirtschaft kann Kohlendioxid speichern und setzt Klimagase frei. Ihre Klimarelevanz lässt sich nur in Bilanzen darstellen. Dies im Gegensatz zur Industrie und zum Verkehr, die nur als Verursacher wirken.

GUT ZU WISSEN

Anzahl Rinder 1975 bis 2013



Dass die Anzahl der Rinder in den letzten 40 Jahre abgenommen hat, kann nur dann als „Klimaentlastung“ interpretiert werden, wenn die Wahrnehmung der Landwirtschaft auf ihren Emissionsausstoss reduziert wird und gleichzeitig die Auswirkungen des Futteranbaus ignoriert werden.

Quelle: BFS

es weggelassen wurde? Aus wissenschaftlicher Sicht finde ich es peinlich, wenn bei einem solchen scheinbaren Vergleich dann die intensive Tierhaltung besser abschneidet.

Nun füttert man seit Jahrzehnten Rinder wie Schweine und Hühner, obwohl Rinder einen Pansen haben. Welche Art von Kühen hat man so selektiert?

Idel: Die erste Frage ist, ob in der Milchwirtschaft überhaupt noch selektioniert werden kann. Wenn eine Milchkuh in Deutschland im Schnitt nur noch 2.3 Laktationen lebt, kann man die weiblichen Tiere ersetzen, hat aber nicht genug weibliche Tiere für eine Auswahl. Generell findet für die Hochleistungszucht seit Jahrzehnten eine Selektion gegen die Selbstregulierungsmechanismen der Tiere statt. Das Extrem zeigt sich bei Legehybriden: Hennen, die am Nachmittag tot umfallen, haben am Morgen häufig noch ein Ei gelegt. Der Selbstschutz, wonach die Leistung eines Tieres bei Krankheit zugunsten von Rekonvaleszenz zurückgeht, greift nicht. Ist eine Henne krank, kann sie nicht aufhören, Eier zu legen, bis sich ihr Organismus wieder erholt hat. Diese Tendenz entwickelt sich zuchtbedingt auch bei Kühen und Schweinen.

Welche Rolle spielen hier Ihre Berufskollegen, die Tierärztinnen und Tierärzte?

Idel: Die Tierärzte haben viel zu lange zugelassen, dass sich die Schere zwischen Leistung und Gesundheit immer weiter öffnet, indem sie sich auf Schadensbegrenzung beschränken. Aber sie befinden sich in einem Dilemma, denn sie sind wirtschaftlich von den tierhaltenden

Betrieben abhängig. Der ehemalige Leiter des Tierschutzreferates im Bundeslandwirtschaftsministerium brachte es auf den Punkt: „Wir beantworten seit Jahrzehnten zuchtbedingte Probleme mit Änderungen in der Haltung.“ Ob Mastitis, die Berufskrankheit der Milchkühe, Fruchtbarkeitsstörungen oder Klauenerkrankungen: Tierärzte versuchen, immer früher die Kollateralschäden der Leistungszucht zu erkennen. Nach und nach nimmt nun die Öffentlichkeit die Tierärzte in die Verantwortung, etwa angesichts von 300'000 männlichen Küken, die jährlich in der EU getötet werden. Und auch in der Milchwirtschaft sinkt zunehmend die ökonomische Bedeutung der männlichen Tiere. Letztlich führt die einseitige Selektion auf Hochleistung zu tierschutzrelevanten Folgen. Dazu zählt auch der Fokus auf Teilstücke – wie Brustfleisch beim Geflügel – und die Abkehr von der Vollnutzung zur Teilstücknutzung bei Mastrindern, die bei den Blauen Belgiern zu Qualzucht führt.

Was für eine Rolle spielen das „Agronomen denken“ und die Agronomen selbst in dieser Situation?

Idel: Es gibt eine agronomische Geisteshaltung, die in der Tierhaltung und in der Landwirtschaft generell fatal ist. Sowie der erste Tierhalter eine Kuh mit 8'000, 10'000, 12'000 l Jahresleistung hinbringt, heisst es: Das geht! Daran werden dann alle anderen Tierhalter gemessen. Schaffen sie es nicht, heisst es: Managementfehler! Das ist Maximieren statt Optimieren. Der Machbarkeitszwang führt zu immer mehr zuchtbedingten Verstössen gegen den Tierschutz.

Welche Spuren hat die Rinderhaltung und -fütterung der letzten Jahrzehnte in der Futterbauforschung hinterlassen?

Idel: Ausser in den Alpenregionen wird das Grasland seitens der Akademiker gnadenlos unterschätzt. Seit über 100 Jahren dominiert der „Ackerbaublick“. So kam den Futterbauern zum Thema Dauergrünland lange nur die Umwandlung in Kunstwiese in den Sinn – jedenfalls in den Lagen, wo das überhaupt möglich ist. Über Jahrhunderte wurde dem Grünland eine dem Ackerbau zudienende Funktion zugeordnet: „Die Wiese ist die Mutter des Ackerlandes.“ Zur Amelioration des Ackerlandes gehörte somit die Degradierung des Graslandes und das bremste eine Weiterentwicklung der Gras- und Weidewirtschaft. Heute forschen viele Grünlandinstitute über nachwachsende Rohstoffe und Golfplatzrasen! Man trennt die Kuh immer mehr von der Weide. Zunehmend leben Kühe ganzjährig im Stall und das Grünland wird mechanisch geschnitten statt beweidet.

Welche Forschungsfragen interessieren Sie im Zusammenhang mit der Landwirtschaft und der Beweidung?

Idel: Zwei Fragen stehen für mich im Zentrum. Erstens: Wie sind die fruchtbarsten Böden der Welt – in der Ukraine, der Prärie oder der Pampa in Südamerika – entstanden, Steppenböden, die über Jahrtausende beweidet worden sind? Aber die Lebensgemeinschaft von Weidetier und Weidegras ist in Vergessenheit geraten. Auerchse und Wisent, die unsere Landschaften entscheidend geprägt haben, sind in Vergessenheit geraten, so sehr dass die Wahrnehmung der Öffentlichkeit und der Wissenschaft von „natürlich“ völlig verzerrt ist. Man hört: Wenn der Mensch nicht eingreift, wächst überall Wald, und früher sei – ausser an Flüssen und oberhalb der Waldgrenze – überall Wald gewesen. Aber was wuchs unmittelbar nach der Eiszeit? Gras. Es sind die grossen Wiederkäuer, die als natürliche Mittler die Dynamik zwischen Gras- und Waldwachstum beeinflussen. Aber nur, wenn wir sie lassen. In Steppenböden liegen die weltweit grössten Kohlenstoffspeicher. Daraus ergibt sich die zweite Frage: Wie können wir heute durch nachhaltiges Beweidungsmanagement zur Revitalisierung von erodierten Ackerflächen beitragen sowie die Qualität und Produktivität unseres Dauergrünlandes fördern?

Die Fragen stellte Claudia Schreiber.



Für die Liquidität der Betriebe sind die Akonto-Zahlungen Mitte Jahr vielfach von zentraler Bedeutung.

Wenn Akontozahlungen ausbleiben

Direktzahlungen Die Akontozahlungen im Juni sind für zahlreiche Landwirtschaftsbetriebe auch aus Liquiditätsgründen wichtig. Bei den Vollzugsbehörden werden in gewissen Fällen Akontozahlungen jedoch blockiert oder angepasst. Eine Übersicht.

Seit Inkrafttreten des neuen Landwirtschaftsgesetzes von 1998 ist in der Direktzahlungsverordnung festgehalten, dass die Kantone den Bewirtschaftern Mitte des Jahres eine Akontozahlung ausrichten können. Inzwischen haben sich alle Kantone für ein Akontosystem entschieden. Die Bedeutung der Akonto-Zahlungen für die Mehrheit der Betriebe ist unbestritten. Auf der politischen Ebene gibt es sogar Vorstösse, die

für mehr als zwei beziehungsweise drei Zahlungstermine pro Jahr plädieren. Als Argument wird aufgeführt: Direktzahlungen seien ein wichtiger Einkommensbestandteil der Bauernbetriebe, wenn dieser bedeutende Anteil in lediglich zwei Zahlungen aufgeteilt werde, könne dies auf den Betrieben zu Liquiditätsproblemen führen. Mit drei oder vier Zahlungen pro Jahr könnte man die stetigen Leistungen der Betriebe gerechter abgelden. Bisher gibt es

jedoch keine Anzeichen dafür, dass das Bundesamt für Landwirtschaft oder die Kantone eine Verteilung der Direktzahlungen auf deutlich mehr Akonti als heute befürworten würden.

Ausnahmen

Angesichts der Bedeutung der Akontozahlungen für die Landwirtschaftsbetriebe stellt sich folgende Frage: Ob und unter welchen Umständen können die kantona-

Foto: Fotolia

len Landwirtschaftsämter in Einzelfällen Akontozahlungen nicht ausführen, verschieben oder manuell auf mehr oder weniger als 50 Prozent der Vorjahresdirektzahlungen anpassen? Denn: Akontozahlungen sind von ihrer Natur her eine provisorische Angelegenheit. Sie stehen unter dem Vorbehalt, dass die eigentliche Direktzahlungsverfügung Ende des Jahres regelt, wie viel Direktzahlungen ein Betrieb erhält beziehungsweise ob er überhaupt Direktzahlungen erhält. Deshalb gelten Akontozahlungen auch nicht als Subventionsverfügung und können als solche auch nicht angefochten werden.

Praxis der Kantone

In der Praxis bedeutet dies, dass ein Betriebsleiter eine Akontozahlung mit Vorsicht interpretieren muss: Wer 50 Prozent der Vorjahresdirektzahlungen als Akontozahlung erhält, kann daraus also nicht den Anspruch auf gleich viel Direktzahlung ableiten wie im vergangenen Jahr. Dennoch bemühen sich die kantonalen Landwirtschaftsämter, bereits bekannte Sachverhalte in die Akontoberechnung einfließen zu lassen, zum Beispiel wenn auf einem Betrieb der Tier- oder Flächenbestand massiv zu- oder abgenommen hat. Gleiches gilt, wenn absehbar ist, dass einem Betrieb (aus welchen Gründen auch immer) vermutlich die Direktzahlung in erheblicher Höhe gekürzt werden muss. Die einen Kantone, etwa der Thurgau, passen in solchen Fällen die Höhe der Akontozahlungen an. Andere, wie etwa das Wallis, passen nicht den Betrag an, sondern verzichten in bestimmten Einzelfällen ganz auf die Ausrichtung der Akontozahlung.

Rückforderungen vermeiden

Sowohl bei manuellen Korrekturen der Akontobeträge als auch beim Blockieren der Akontozahlungen steht in der Regel das Bemühen im Vordergrund, Rückforderungen zu vermeiden, weil diese für alle Beteiligten unangenehm sind. In den meisten Kantonen erhalten deshalb Kleinbetriebe, die sich in der Nähe der 0.25-SAK-Limite bewegen, keine Akontozahlungen. Dasselbe gilt für neu angemeldete Betriebe. In Ausnahmefällen kann es vorkommen, dass der Kanton Akonti nicht ausbezahlt, weil zu befürchten ist, dass eine Rückforderung nicht nur unangenehm, sondern gefährdet ist. Dies sei etwa dann der Fall, so Ueli Frey, Leiter Direktzahlungen bei Landwirtschaft Aargau, wenn ein Betrieb bereits mehrfach sanktioniert wurde und zu befürchten ist, dass auch im Folgejahr keine Direktzahlungen ausgerichtet werden. Somit könnten zu viel aus-

Art. 109 Auszahlung der Beiträge an die Bewirtschafter und Bewirtschafterinnen

- 1 Der Kanton kann den Bewirtschaftern und Bewirtschafterinnen Mitte Jahr eine Akontozahlung ausrichten.
- 2 Bis zum 10. November des Beitragsjahres zahlt er die Beiträge, mit Ausnahme der Beiträge im Sömmerungsgebiet und des Übergangsbeitrags, aus.
- 3 Bis zum 20. Dezember des Beitragsjahres zahlt er die Beiträge im Sömmerungsgebiet und den Übergangsbeitrag aus.
- 4 Beiträge, die nicht zugestellt werden können, verfallen nach fünf Jahren. Der Kanton muss sie dem BLW zurückerstatten.
- 5 Die Sömmerungsbeiträge, die Beiträge für artenreiche Grün- und Streueflächen im Sömmerungsgebiet und der Landschaftsqualitätsbeitrag im

Die „Kann-Formulierung“ in Absatz 1 von Art. 109 der Direktzahlungsverordnung bedeutet, dass die Behörden über einen Ermessensspielraum verfügen.

bezahlte Beiträge nicht mehr verrechnet werden, und müssten im schlimmsten Fall sogar auf dem Betreibungsweg zurückgefordert werden. Würde dies scheitern – aus welchen Gründen auch immer –, würde der Kanton, nicht der Bund für den Ausfall haften. Zu einer betriebsspezifischen Beurteilung der Akonto-Auszahlung kann es schliesslich auch kommen, so Christoph Högger, Leiter der Abteilung Direktzahlungen im Landwirtschaftsamt des Kantons Thurgau, wenn ein Gesuchsteller die entscheidenden Unterlagen nicht rechtzeitig einreicht. Im Kanton Thurgau wird in solchen Fällen die Akontozahlung sistiert, wobei die Zahlung auch nach dem Juni erfolgen kann, sofern bis dahin die benötigten Unterlagen nachgereicht wurden und nicht bereits die Hauptzahlung ansteht.

Ermessen richtig ausüben

Die Kann-Formulierung in Artikel 109 der Direktzahlungsverordnung bedeutet, so betrachtet, nicht nur, dass die Kantone sich grundsätzlich für oder gegen Akontozahlungen entscheiden können. Sie hat also auch zur Folge, dass es im Ermessen der Landwirtschaftsämter liegt, ob sie einem bestimmten Betrieb in einer bestimmten Situation ein Direktzahlungskonto auszahlen – und wenn ja wie viel. Ermessen bedeutet aber nicht, dass die Landwirtschaftsämter nach Belieben schalten und walten. Das Ermessen muss gesetzeskonform ausgeübt werden. Das heisst: eine Ausnahme vom Akontoprinzip muss einen vernünftigen Grund haben. Das Blockieren oder Heruntersetzen muss zusätzlich auch „verhältnismässig“ sein. Wenn eine Direktzahlungskürzung von 500 Franken in Aussicht steht, kann das

kein Grund sein, 40'000 Franken Akonto nicht auszuführen.

Schwierige Grenzfälle

Gerade weil die Akontozahlungen für die Liquidität von Betrieben unter Umständen sehr wichtig sind, besteht die Gefahr, dass sie in Einzelfällen – etwa bei lang andauernden Konflikten zwischen Bewirtschaftern und Behörden – auch als Druckmittel und Sanktionsinstrument eingesetzt werden. Obwohl das nicht im Sinne des Gesetzgebers ist. Was ist beispielsweise davon zu halten, dass ein Landwirtschaftsamt „renitenten“ Betriebsleitern androht, die Akontozahlung zu sistieren, wenn die seit Jahren rechtskräftig verfügte Sanierung des Güllelochs nicht bis Ende Mai durchgeführt wird? Dabei können Verstösse gegen das Gewässerschutzgesetz mit höchstens 6000 Franken Direktzahlungskürzungen bestraft werden. Der kantonale Vollzug könnte zudem in solchen Fällen „Ersatzvornahmen“ durchführen, um dasselbe Ziel zu erreichen.

Und was ist davon zu halten, wenn ein Landwirtschaftsamt wegen eines hängigen Verfahrens, bei dem die Direktzahlungsberechtigung und die Höhe der Direktzahlungen unbestritten sind, die Akontozahlungen aussetzt? Solche Massnahmen sind offenbar als „effizienter Hebel“ geschätzt, um Bewirtschafter zum Handeln zu veranlassen. Doch auch wenn das Resultat unter Umständen überzeugen mag: Dass Betriebe von Direktzahlungen und Akontozahlungen abhängig sind, dürfte noch kein Grund sein, diese Schwachstelle von Betrieben zu Sanktionszwecken zu missbrauchen. Zudem sind solche Entscheide – anders als die Akontozahlungen selbst – in der Regel als Verfügungen zu betrachten und damit auch anfechtbar. cs

LESERBRIEF**Kälbertransporte**

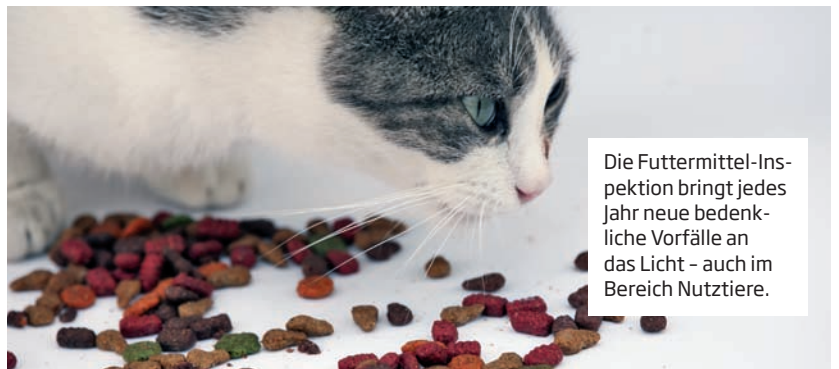
Hansuli Huber vom Schweizer Tierschutz (STS) äussert in einem Leserbrief Bedenken zur Entwicklung in der Kälbermast: „Bis heute hat die Branche keine verbindliche Lösung bezüglich Alter und Fleischarbe zustande gebracht und der teilweise hohe Antibiotikaeinsatz – im Durchschnitt 20 Prozent der Mastzeit – hängt wie ein Damoklesschwert über den Köpfen. Der Kalbfleischkonsum ist im freien Fall und halbierte sich innert zehn Jahren. Wenn jetzt nicht ausgemistet wird in der Branche, dürften 2020 auch noch die letzten Kalbfleischesser zum Geflügel gewechselt haben. Angeblich verdienen Hochleistungs-Milchviehbetriebe nichts mehr mit den männlichen Kälbern, sodass sie diese entsorgen. Demgegenüber scheint aber die unsägliche, unnötige und tierschutzwidrige Herumkarrerei von kleinen Kälbern absolut lukrativ zu sein, wie Beispiele zeigen: Ein Kälbchen erschien innert 14 Tagen zwei Mal an unterschiedlichen Märkten, bis es dann – hoffentlich – an der fünften Station bleiben konnte. Alle Insider wissen um diese haarsträubenden Missstände, doch offensichtlich profitieren zu viele von diesem kranken System auf Kosten der Kälbchen.“

cs

Agroscope**Futtermittelkontrollen**

Agroscope ist vom Bund beauftragt, die in der Schweiz in den Handel gebrachten Futtermittel für Nutz- und Heimtiere zu kontrollieren. Wie Agroscope mitteilt, wurden im vergangenen Jahr wurden 1'329 Proben erhoben und analysiert. Im Bereich Nutztieren waren 75 Prozent der Proben konform. Beim Importfutter fand Agroscope 85 Prozent konforme Proben. Der Hauptanteil der Beanstandungen war dort auf Zusatzstoff- und Nährstoffgehalte ausserhalb der amtlichen Toleranzgrenzen und auf bedeutende Deklarationsmängel zurückzuführen. Zudem wurden, so Agroscope, in verschiedenen Fällen unerwünschte Substanzen festgestellt: Aflatoxine in Maiskleber, Chlortetracyclin in einem importierten Kälberfutter sowie fünf Fälle von Salmonellen, in Maiskleber, Sojaextraktionsschrot, Sonnenblumenkuchen oder Fleischmehl.

cs



Die Futtermittel-Inspektion bringt jedes Jahr neue bedenkliche Vorfälle an das Licht – auch im Bereich Nutztiere.

BIG-M**EU-Milchquote fällt**

BIG-M äussert sich in einer Meldung zur EU-Milchquote: „Die EU hat in den vergangenen Jahren die Milchquote bekanntlich nie als Instrument für eine Angebotssteuerung angewendet. Mal hatte es zu viel, dann wieder zu wenig Milch. Im Hinblick auf den Ausstieg wurde die Quote jedes Jahr um ein halbes Prozent angehoben, damit der Markt mit Milch überläuft und so der Preis der Quote herunterkommt. Denn wer kauft schon Quote, um danach für 25 Cent/l Milch zu produzieren. Die Logik dahinter war: Sinkende Milchpreise führen in der Anfangsphase zu einer Produktionsausdehnung, weil die Bauern versuchen, den Mindererlös durch eine Ausweitung der Produktion zu kompensieren. Schlechte Preise über eine längere Dauer führen zu einer Aufgabe der Produktion. Und zweitens: Viele Bauern in der EU haben im Hinblick auf das Quotenende ihre Ställe ausgebaut und die Produktion gesteigert. Dies führte zu einer starken Zunahme der Milchmenge, sodass im letzten Herbst der Preis regelrecht eingebrochen ist. Erst als die EU-Kommission klarstellte, dass auch im letzten Quotenjahr die Superabgabe bei Überlieferungen bezahlt werden muss, gingen die Einlieferungen zurück. Der Milchpreis stabilisierte sich. Was kann man daraus lernen? Bauern denken immer nur für ihren Einzelbetrieb. Und: die Milchproduzenten wären sehr wohl in der Lage, die Produktion bei guter Nachfrage zu drosseln. Viele Bürger fragen sich ernsthaft, wieso um alles in der Welt die Politik derart stur verhindern will, dass die Produzenten ihre Milchmenge bedarfsgerecht an die Nachfrage anpassen können? Welchen gesellschaftlichen Nutzen hat es, wenn kleinere und mittlere Betriebe aus der Produktion gedrängt werden? Was für Vorteile hat die Gesellschaft, wenn die Milch nur noch von Riesenbetrieben oder Agrarkonzernen produziert wird?“

cs

Pflanzenzüchtung**Tag der offenen Zuchtgärten**

Am 27. Mai 2015 lädt der Verein Getreidezüchtung Peter Kunz zu Tag der offenen Zuchtgärten nach Feldbach im Kanton Zürich ein. Die Züchtungsarbeit des Vereins umfasst neben Dinkel und Weizen auch Triticale. In der Triticale-Züchtung hat der Verein sein eigenes Züchtungsprogramm mit dem von Agroscope-ACW „geerbten“ Programm zusammengelegt. Weitere Züchtungsarbeiten sind beim Mais (Populationsorten als Alternative zu Hybrid-sorten) und bei Körnerleguminosen im Gange.

cs

